

P. A. Schilpp und M. Friedman: Martin Buber. (Erschienen in der von P. A. Schilpp herausgegebenen Reihe „Philosophen des 20. Jahrhunderts“. Stuttgart 1963. W. Kohlhammer. 660 Seiten.

Die der Reihe „Philosophen des 20. Jahrhunderts“ zugrunde liegende Idee bedarf keiner Empfehlung. Vielleicht ist sie aber nicht jedem Leser bekannt. Darum wollen wir sie kurz charakterisieren und damit zugleich das Schema skizzieren, nach dem das Werk über Martin Buber aufgebaut ist. In der genannten Reihe sollen anerkannte Fachleute erklärende und kritische Artikel zu den Gedanken eines bestimmten Philosophen liefern. Dann soll der Philosoph selbst eine Antwort erteilen und eine auf das Verständnis seines Werkes hin ausgerichtete Selbstbiographie vorlegen (an deren Stelle auch eine autorisierte Biographie stehen kann), und schließlich soll eine Bibliographie Übersicht und Zugang zu seinem Werk gewähren.

Zunächst legt Martin Buber uns eine Autobiographie eigener Prägung vor, die er „Autobiographische Fragmente“ nennt. Sie sollen eine Art Berichterstattung über „Momente“ sein, die einen bestimmenden Einfluß auf sein Denken hatten. Die Fragmente sind in 17 Abschnitte eingeteilt, denen noch drei weitere in einem Anhang folgen. Wir lesen Titel wie: die Mutter, die Großmutter, Sprachen, der Vater, die Schule, die zwei Knaben, das Pferd, Philosophen, Wien, ... Sache und Person, der Zaddik... Schon an der Wahl der Titel, deren erste neun wir lückenlos in der Aufreihung Bubers anführten, läßt sich etwas vom Charakter dieser Fragmente ablesen.

Es folgen 29 Artikel, Erläuterungen und Kritik an Bubers Werk beinhaltend. Ohne irgendeine Wertung auszusprechen, dürfen wir vielleicht im Hinblick auf ein besonderes Interesse der Leserschaft unserer Zeitschrift auf einige Essays hinweisen. So handelt also z. B. Mordechai Kaplan über „Bubers Einschätzung des philosophischen Denkens und der religiösen Überlieferung“, Emil Fackenheim über „Martin Bubers Offenbarungsbegriff“, Hugo Bergmann über „Martin Buber und die Mystik“, Riwka Schatz-Uffenheimer über „Die Stellung des Menschen zu Gott und Welt in Bubers Darstellung des Chassidismus“ [s. o.], Emil Brunner über „Judentum und Christentum bei Martin Buber“, Max Brod über „Judentum und Christentum im Werk Martin Bubers“, H. U. von Balthasar über „Martin Buber und das Christentum“, Nahum Glatzer über „Buber als Interpret der Bibel“ und James Muilenburg über dasselbe Thema.

Im dritten Teil des Werkes gibt Martin Buber „Antwort“. Ohne Zweifel wird man auch im Hinblick darauf dem Herausgeber der Reihe P. A. Schilpp zustimmen müssen, der in seinem Vorwort einen Satz von F. C. S. Schiller als vertrauensseligen Optimismus kritisiert, in dem jener die Auffassung vertritt, die „unzähligen Kontroversen, mit denen die Geschichte der Philosophie überladen ist, könnten mit einem Schlage beendet werden, wenn man nur wenige orientierende Fragen an die lebenden Philosophen stellte“. Auch nach Martin Bubers „Antwort“ wird man nicht erwarten dürfen, daß nun alle scheinbaren oder wirklichen Widersprüchlichkeiten in Darlegung und Interpretation aufgelöst seien, daß jedem Mißverständnis gesteuert und allen kritischen Äußerungen die entsprechende Klärung zuteil geworden sei. Aber das hieße ja auch die Möglichkeiten und sogar den Sinn einer solchen Antwort falsch einschätzen, wobei wir mit Absicht nicht von überschätzen sprechen.

Der große Beitrag, den das Buch leistet, liegt nicht zuletzt auch darin, daß es, in der Vielfältigkeit seiner Essays die Vielfältigkeit Martin Bubers widerspiegelnd, von den verschiedensten Seiten einen (und zwar durchweg kritischen) Zugang zum Werk dieses Mannes bietet, der sonst vielen verlegt wäre. Immer wieder wird man, von der Darlegung eines Artikels ausgehend oder von ihr angestoßen, im und über das eigene kritische Erwägen in der „Antwort“ Martin Bubers nachlesen und so bald den Autor, bald sich selbst, gleichsam in einem „Gespräch zu dreien“, weitergeführt oder angehalten, ermuntert und kritisiert, stets aber vertieft finden.

Den hinweisenden und hinführenden Charakter des Werkes bringt die in einem vierten Teil von Maurice Friedman zusammengestellte Bibliographie der Schriften Martin Bubers gültig zum Ausdruck. Odilo Kaiser. O. P.

R. Travers Herford: Die Pharisäer. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Nahum N. Glatzer. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Walter Fischer. Köln 1961. Verlag Joseph Melzer. 296 Seiten.

Der Neudruck wissenschaftlicher Werke ist nicht selbstverständlich. Auch die beste Arbeit wird von der Forschung meist rasch überholt. Diesem Schicksal konnte sich auch das vorliegende Buch nicht entziehen; es ist heute veraltet. Das zeigt schon die unentbehrliche und ausgezeichnete Einleitung von N. Glatzer.

Dennoch hat es seinen Sinn, es neu erscheinen zu lassen. Denn die Vorurteile, gegen die es geschrieben wurde, sind — ob schon ebenfalls längst überholt — immer noch lebendig. Solange sie es bleiben, hat dieses Buch noch eine Aufgabe zu erfüllen.

Herford vertritt die Sache der Pharisäer gegen ihre christlichen Kritiker. Er wirft ihnen Voreingenommenheit und mangelnde Sachkenntnis vor, und er hat damit durchaus recht. Die „Pharisäer“ teilen mit Hunnen und Vandalen das Schicksal, zugleich Bezeichnung einer geschichtlichen Gruppe und einer menschlichen Kategorie zu sein. Gewiß gibt es die Pharisäer als religiöses Zerrbild; aber es gibt sie überall, wo sich Religion findet, keineswegs nur unter der jüdischen Richtung gleichen Namens. Noch weniger waren alle Pharisäer Pharisäer, wie es auch wohl ungerecht wäre, alle Vandalen für Vandalen zu halten. Den alten Vandalen mag man unrecht tun; dadurch wird heute kaum jemand gekränkt. Wer den geschichtlichen Pharisäern unrecht tut, trifft dagegen noch viele, die unter dieser Verunglimpfung schmerzlich leiden. Darin liegt die Notwendigkeit dieser Ehrenrettung der Pharisäer.

In der Tat ist kaum etwas pharisäischer gewesen als die Haltung vieler Christen den Pharisäern gegenüber. Herford versucht die Pharisäer von innen her, von ihren eigenen Voraussetzungen und ihrer langen Geschichte — die Rabbinen sind die Nachfahren der Pharisäer — zu verstehen. So entwirft er statt einer Karikatur das Bild einer Religion, der kein ehrlicher Mensch Achtung und Bewunderung versagen kann. Wie sollte auch eine erstarrte, kleinliche und negative Religion eine solch lebendige und kraftvolle Geschichte gehabt haben? „Die Juden leben noch immer unbesiegt und unbesiegbare!“ (270). Das ist das Verdienst der Pharisäer und ihrer Religion.

Daß der Verfasser dabei manchmal etwas über das Ziel hinausschießt, ist nicht nur verzeihlich, sondern geradezu berechtigt, wenn man an die vielen entgegengesetzten Sünden der Christen denkt. So tritt das Ritualgesetz zu sehr hinter dem Sittengesetz zurück (142. 169). Hin und wieder werden den Rabbinen Gedankengänge zugeschrieben, die wohl eher in der christlichen Theologie entstanden sind (etwa 143. 165). Auch die richtige Feststellung, daß im Pharisäismus das Tun dieselbe Rolle spiele wie in der Kirche das Bekenntnis, wird überspitzt; von der Kirche sind durchaus Menschen wegen böser (oder für böse gehaltenen) Taten ausgeschlossen, verurteilt und hingerichtet worden (279); niemand hat den Hexen Irrlehren vorgeworfen.

Die eigentliche Kritik wird dort ansetzen, wo der Verfasser sich in theologische Aussagen einläßt. Herford war Unitarier. Insofern ist es mißverständlich, ihn einfachhin einen „christlichen Gelehrten“ (XII) zu nennen. Er steht über den Parteien. Als Historiker ist das sein gutes Recht. Aber woher nimmt er sein Recht zu theologischen Urteilen? „Die Leugnung der Gültigkeit des Judentums von christlicher Seite beruht nur auf christlichen Voraussetzungen und ist als absolutes Urteil wertlos“ (275). Der einzige „unparteiische Maßstab“ sei die Tatsache, daß beide Religionen fest in den Herzen ihrer Anhänger verwurzelt sind (ebd.).

Damit verkennt man aber den eigentlichen Gegensatz zwischen Juden und Christen. Beide wollen nicht nur vollkommene Religionen sein, sondern auf göttlicher Offenbarung

beruhen. Sie erheben deswegen notwendig einen absoluten Anspruch auf Gültigkeit; und beide Ansprüche schließen sich aus.

Man wird z. B. dem Verfasser ohne weiteres zugeben, daß das Leben nach der Tora durchaus eine lebendige Form der Religion darstellt, die ihre Anhänger befriedigt. Aber die Pharisäer behaupteten doch nicht nur, daß man die Tora als Wille Gottes ansehen soll, sondern daß die Tora der Wille Gottes ist. Gerade das aber bestreiten viele Christen, wenn sie behaupten, die Tora sei nicht mehr gültig. Umgekehrt sind die meisten Christen ja nicht nur der Meinung, daß in Jesus Christus eine besonders edle Form der Religion sichtbar geworden ist, die ihre Anhänger zu Gott führen kann. Die Mehrzahl der Christen glaubt vielmehr, daß sich Gott selbst in Jesus Christus offenbart hat und daß man deswegen diese Offenbarung annehmen muß. Ich kann nicht verstehen, wie ein Jude diesen Anspruch gelten lassen (275) und Jude bleiben kann.

Dieselbe Verständnislosigkeit zeigt der Verfasser in der Beurteilung der Propheten. Er legt viel Wert auf die Feststellung, daß der Pharisäismus nichts anderes sei als angewandte Prophetie (157 ff.). Das mag durchaus zugestanden sein, wenn man nur an die Lehre der Propheten denkt. Aber die Autorität eines Propheten beruht nach alttestamentlichem Verständnis doch nicht darauf, daß er eine vernünftige Ethik vorträgt, sondern daß Gott ihn gesandt hat und daß Gott selbst durch ihn unmittelbar zu seinem Volk spricht. Wenn es nun, wie der Verfasser meint (241), die Pharisäer ganz unvorbereitet traf, daß Jesus sich nicht auf die Alten, sondern unmittelbar auf Gott berief, und wenn sie von ihren Voraussetzungen aus dem Anspruch Jesu gar nicht zustimmen konnten (246. 249. 262 u. ö.), dann konnten ihre Voraussetzungen auch nicht mehr mit der prophetischen Religion übereinstimmen.

Den wesentlichen Punkt, worin sich Pharisäer und Christen unterschieden, hat der Unitarier Herford [s. o. S. 127], wie es scheint, nicht sehen können. Der Anspruch Jesu ist, daß Gott durch ihn verbindlich zu den Menschen, besonders aber zu den Juden spreche. Diesen Anspruch haben die Pharisäer abgelehnt, die Christen angenommen, — beide in der Absicht, Gott zu gehorchen. Und bis heute trennt dieser Anspruch Juden und Christen. Deswegen ist es geistreich, aber nicht zutreffend, zu sagen, die Christen hingen einer Person, die Pharisäer einer Idee an (183), oder beide unterschieden sich nur in der Art und Weise, das zu tun, was sie für den Willen Gottes halten. Sie unterscheiden sich schon in dem, was sie für den Willen Gottes halten. Darum muß der Anspruch des einen für den anderen eine Anmaßung sein (267).

Man kann Herfords Buch nicht genug empfehlen. Es räumt unendlich viel Ballast beiseite und bereitet so den Boden für das Gespräch zwischen Juden und Christen. Aber zu diesem Gespräch selbst kann es nicht viel beitragen.

Dr. Diego Arenhoevel O.P.

Fritz Heymann: Der Chevalier von Geldern. Eine Chronik der Abenteuer der Juden, mit einem Vorwort von Hermann Kesten. Eine Veröffentlichung des Leo-Baeck-Institutes, New York. Köln 1963. Josef Melzer-Verlag. 480 Seiten.

Nicht nur Abenteuer, berichtet Fritz Heymann, sein eigenes Leben war abenteuerlich und endete tragisch. 1898 wurde er in Düsseldorf geboren, besuchte dort das Gymnasium, meldete sich als 17-jähriger freiwillig zum Kriegsdienst, studierte dann Rechtswissenschaft und Literaturgeschichte, nach seiner Promotion wirkte er als Journalist zunächst in Düsseldorf, dann in Saarbrücken, schließlich in Holland. 1942 geriet er in die Klauen der Nationalsozialisten, wurde deportiert und umgebracht. Abenteuerlich ist die Geschichte seines Buches. Er selbst schreibt im Vorwort, es sei bedauerlich, daß die Juden nur eine Leidensgeschichte hätten. Die Helden der Juden seien Denker, Dichter und Dulder, ihre Chroniken Martyrologien, ihre Lieder Klagegesänge. Für einen jungen Menschen sei daher die Geschichte der Juden langweilig. Die jüdische Literatur „hat keine Jugendbücher, keine Literatur für Knaben, denn es ist irrig, zu glauben, daß sich ein rechter Junge für die gewiß vorbildlichen Lebensläufe des Moses

Maimonides, des Moses Mendelssohn, des Moses Montefiore, für die klugen Reden des Gabriel Riesser oder des Adolphe Crémieux begeistern könnte. Er sucht kühne Taten, Gefahr über Gefahr, er will von Kerlen hören, die alles wagen, zu allem bereit und zu allem fähig sind.“ Mit seinem Buch will er beweisen, daß die jüdische Jugend die nichtjüdische nicht zu beneiden braucht, daß es unter Juden Menschen gibt, die Lederstrumpf und Käptn Kidd nicht nachstehen. „Was sind Coopers Geschichten, gemessen an dem aktenmäßigen Bericht von den wahrhaft wunderbaren Erlebnissen des jüdischen Händlers Nathan Chapman am Marterpfahl Huronen in den Tagen, da der Häuptling Pontiac Detroit belagerte!“ Ein Abenteuerbuch für junge Menschen, die schmerzlich vom Schicksal der Galut getroffen sind, hat er geschaffen. Seine Liebe gilt den Outsidern, denen, die den Sprung über die Ghettomauern wagten, die danach von ihrer eigenen Gemeinde totgeschwiegen wurden und selten von der nichtjüdischen Umwelt anerkannt wurden. Diese Outsider sind zumeist Scheiternde, sie fesseln durch die Tapferkeit, mit der sie ihr Schicksal auf sich nehmen. Herkunft und Lebensweg sind vielfarbig, allen aber ist der Zug ins Abenteuerliche gemeinsam. Neben dem, der sich zum Judentum auch glaubensmäßig bekennt, steht der Konvertit, unter den von Heymann geschilderten Abenteurern findet sich so Antonio von Portugal, seiner Herkunft nach ein Marane. Antonio von Portugal, der Bastard, wurde gegen Philipp II. von Spanien als König von Portugal seitens der Nationaldenkenden gewählt, aber er unterlag im Kampf gegen das mächtige Spanien. Ihn unterstützten die Maranen Portugals. Mit großer Liebe schildert Heymann den Rey Judeo. Neben dem König steht der Räuberhauptmann Picard, den der Bürger Keil, oberster Chef im Roer-Departement, für weit bedeutender als Schinderhannes, seinen Zeitgenossen, hält. Das Treiben der Schinderhannesbande sei nur kümmerlich gewesen. Von der Picardbande aber müsse man sagen, ihre Anführer zeigten ein vollendetes Räuber-genie, ihre Pläne seien groß und weitaussehend, ihre Beute unermesslich. 15 Jahre lang verfolgte die Polizei Picard, verhaftet ihn mehrfach, aber immer wieder gelingt ihm die Flucht. Über sein Ende ist nichts bekannt.

Das wichtigste Kapitel aber ist das über den Chevalier von Geldern. Damit ist der Großheim Heinrich Heines, Simon von Geldern, gemeint, der in Saphed die praktische Kabbala studiert hatte, ruhelos auf zahlreichen Reisen Europa und das Heilige Land besuchte, vom Verkauf kostbarer hebräischer Handschriften lebte. Durch seine Vermittlung erwarb Baron Hübsch eine kostbare Haggada, die heute sogenannte Darmstädter Haggada. Seine größte Tat ist in den letzten Lebensjahren, die er in Buxweiler im Elsaß zubrachte, denn Abbé Henri Gregoire zu beraten, der für die Akademie in Metz eine Preisarbeit über die Verbesserung des Standes der Juden schrieb, sein Essai „Sur la régénération physique, morale et politique des Juifs“ 1789. Im Anhang der Druckausgabe beruft sich Grégoire ausdrücklich auf die Autorität des Simon von Geldern. Diese Schrift wurde mit zur Grundlage der Judenemanzipation in Frankreich, für die sich der Abbé auf der Nationalversammlung nachdrücklich eingesetzt hatte. Für seine Chronik der Abenteuer der Juden sammelte Heymann schon vor 1933 Material und veröffentlichte in Zeitungen und Zeitschriften Vorstudien. 1937 erschien erstmals im deutschen Exilverlag Querido in Amsterdam das vorliegende Buch. Von den beiden Verlegern erlitt der eine, der Holländer Querido, das gleiche Schicksal wie der Verfasser, der andere, Fritz Landshoff, entkam mit knapper Not. Außer diesem Buch übersetzte Heymann für die Verlage Querido und Allert de Lange einige Bücher. Außerdem verfaßte er im Auftrag des Verlages Schocken eine Maranenchronik, die bisher nur im Manuskript vorliegt. Seinem Abenteuerbuch merkt man das sorgfältige Studium der Quellen und Literatur an. Im Nachwort der Erstausgabe August 1937, das auch die Neuauflage wieder übernommen hat, beruft er sich auf seine langjährigen Archivstudien. In zwölf Jahren habe er Material von nahezu hundert Gestalten jüdischer Abenteurer gesammelt, aus der der vorliegende Band nur eine Auswahl biete. Bei der Über-